

## Rede des Dekans Stephan Jolie zur Absolventenfeier des Fachbereichs 05 am 21. Juli 2016

Liebe Absolventinnen und Absolventen!

Dies ist ein besonderer Moment! Ein besonders schöner Moment! Sie haben ihr letztes Semester hinter sich gebracht – erfolgreich, sehr erfolgreich! Sie haben Ihr Studium abgeschlossen nach stressigen und nervösen Wochen und Monaten der letzten Prüfungen – und nun ist es geschafft! Auch für mich und alle meine Kolleginnen und Kollegen ist diese letzte Veranstaltung im Semester ein schöner Moment! Für mich als Dekan, als Sprecher all dieser Professorinnen und Professoren, Lehrenden und Mitarbeiterinnen des Fachbereichs, ist es ganz sicher die größte Freude und Ehre, die ich habe: Ich darf Ihnen in aller Namen gratulieren zu Ihrem Universitätsabschluss, voll Anerkennung und Respekt vor der Leistung jeder Einzelnen und jedes Einzelnen von Ihnen!

Da ich hier auch Gäste und Fachbereichsangehörige in großer Fülle sehe, möchte ich umgekehrt nun auch Sie, die Absolventinnen und Absolventen, bitten, noch einmal Danke zu sagen, all denen, die Ihnen geholfen haben, erfolgreich durchs Studium zu kommen – ihren Eltern, der Familie und Freunden; und auch Ihren Lehrenden hier am Fachbereich; und auch den Damen und Herren in den Sekretariaten, Studienbüros und Prüfungsämtern! Lassen Sie uns gemeinsam all diesen mit einem kräftigen Applaus danken!

Für viele von Ihnen bedeutet das heute wirklich den Abschied von der Universität – für viele auch nicht, und Sie bleiben uns noch erhalten für ein Masterstudium, vielleicht für eine Promotion oder in anderer Weise. Wie auch immer – nicht nur Zeugniskurkunden und ein kleines würdiges Ritual und ein gemeinsames Glas im Anschluss wollen wir ihnen mitgeben. Ich will Ihnen auch noch etwas Anderes mitzugeben. Hier, ein Lesezeichen, das Sie nachher alle bekommen. Es geht natürlich nicht um dieses hübsche Stück Karton, sondern um das, was draufsteht. (Ich lese es gleich in der deutschen Übersetzung – sonst kriege ich nachher von den Romanisten wieder geschimpft):

*‘Has de poner los ojos en quien eres, procurando conocerte a ti mismo, que el más difícil conocimiento que puede imaginarse.’*

*‘Schau darauf, wer du bist, und versuche dich selbst zu erkennen, denn das ist die schwierigste Erkenntnis, die man sich vorstellen kann.’*

Das ist aus einem der berühmtesten und ganz sicher großartigsten und einflussreichsten Romane der Weltliteratur: aus dem „Don Quijote“ des Miguel de Cervantes. Cervantes ist im Jahre 1616 gestorben ist, vor 400 Jahren also – wir sind 2016 im Cervantes-Jahr, und es ist schön, dass wir das auch mit diesem kleinen Lesezeichen etwas ehren. Aber jetzt werden Sie sich sicher denken: „Der will doch hier bei der Abschlussfeier mit dem Lesezeichen-Motto noch *mehr*, als uns noch mal ein paar Bildungsbrocken hinterherzuschmeißen!“ Da haben Sie schon Recht .... Auf sich selbst schauen, sich selbst erkennen ist eine ziemlich schwierige, große und zweifellos wichtige Aufgabe. Dem wird man ja leicht zustimmen können – vielleicht auch allzu leicht! Man kann das – und das liegt nahe, wenn ich Ihnen das zum Studienabschluss hier überreiche – ganz flugs und unkompliziert zum Motto eines geisteswissenschaftlich-philosophischen Studiums und Lebenswegs machen: „Selbsterkenntnis“.

*„Schau darauf, wer du bist, und versuche dich selbst zu erkennen, denn das ist die schwierigste Erkenntnis, die man sich vorstellen kann.“*

Als ich zur Schule ging und studiert habe, kam das Wort von der ‚Selbstverwirklichung‘ auf – das konnte man damals noch ziemlich selbstbewusst und unironisch sagen. Und es ist ja immer noch leicht, sich darin zu gefallen, auf einer Suche nach sich selbst zu sein und mit solchem ‚Ich bin auf dem Weg‘-Pathos sein Ego zu stützen. Wenn man gerade an der dreiundsiebzigsten Fußnote einer Hausarbeit über Kants Transzendente Deduktion oder Morphosyntax des Altisländischen oder Genderdiskurse im frühen 18. Jahrhundert sitzt – oder was man eben so macht, wenn man an unserem Fachbereich studiert – und gefragt wird von Freunden oder Familie, *was* man denn da eigentlich macht, dann flüchtet man sich schon mal gerne in solches spätpubertäre Identitätsbildungs-Pathos. Ich weiß es, aus eigenem Erleben, früher – und heute auch noch, natürlich. Ja, es ist auch eine Flucht – denn man würde ja *schon* gerne auch *erklären* können oder irgendwie sicher *wissen* dürfen, dass das auch gut und richtig und wichtig ist, was man da macht, dass es einen *Sinn* hat. Nur um so ganz private Sinnfindung kann es ja dabei auch nicht gehen. Ein trotziges „Ich versuche meinen eigenen Weg zu finden!“ ist keine sehr starke Legitimation gegenüber Eltern, die das bei vielen von Ihnen ja in größerem Umfang finanziert haben, und gegenüber der Gesellschaft, die die Steuer jedes Einzelnen dafür hernimmt, um so etwas wie eine Universität mit geisteswissenschaftlich-philosophischer Fakultät zu betreiben. Und es ist auch keine wirklich nachhaltige Selbsttröstung bei den bangen Fragen, wie man denn damit einmal ein selbstbestimmtes Leben führen, einen Lebensunterhalt bestreiten, einen Beruf finden könnte.

*„Schau darauf, wer du bist, und versuche dich selbst zu erkennen ...“*

*gnóthi seautón* – auf Griechisch stand das als Inschrift an einer Säule des Apollontempels in Delphi (seit dem 5. Jahrhunderts v. Chr.), in der lateinischen Form *Nosce te ipsum* ist es einer der meistzitierten, langlebigsten Maximen der abendländischen Philosophie. Ursprünglich zielte diese sozusagen Vorab-Mahnung des Orakels auf Einsicht in die Begrenztheit und Hinfälligkeit des Menschen (im Gegensatz zu den Göttern), Warnung vor Hybris, Hinweis auf die natürliche Schwäche der Sterblichen. Bei Platon wird das reformuliert als Aufforderung an den Menschen, Wissen um das eigene Nichtwissen zu erlangen – und in Weiterentwicklung dieses zentralen Gründungsgedanken der abendländischen Philosophie – „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ – machte der Platonismus in Antike und Mittelalter dann die Aufforderung zur Selbsterkenntnis zum Ausgangspunkt für eine Einsicht in die Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen und erklärte es zur Aufgabe des Menschen, dieser höheren, dieser göttlichen Bestimmung gerecht zu werden. Und genau hier liegt die Pointe des Don Quijote-Zitats! Diese ehrwürdige, hehre Mahnung sagt im Roman die Figur Don Quijote zu seinem kleinen, dicken lebensnahen Begleiter Sancho Pansa – die Mahnung zur Selbsterkenntnis kommt ausgerechnet aus dem Munde *der* Figur, die für ihre wahnhaftige, traumverlorene Fehlwahrnehmung von sich und den anderen und der Realität weltberühmt geworden ist! Und diese Fehlwahrnehmung rührt eben daher, dass dieser Ritter von der traurigen Gestalt Don Quijote zu viele Bücher und Ritterromane gelesen hat – und nun Fiktion und Realität, Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart ständig verwechselt. So gesehen also ein seltsames Motto für Sie, die Sie doch wahrscheinlich ständig von uns ermahnt wurden 1. zu lesen, 2. zu lesen und 3. zu lesen! Aber das *ist* es ja gerade! Denn gerade durch die Figur dieses abgedrehten, fehlgeleiteten (oder vielleicht dann doch gar nicht so verrückten) Ritters und seiner Windmühlen-Kämpfe, durch das Erzählen von ihr und das Erzählen durch ihre Augen gelingen Einsichten in die menschliche Existenz und Welthaftigkeit, die den Roman

„Don Quijote“ zum vielleicht ersten und modernsten Roman der Neuzeit machen. Der Roman thematisiert die Wichtigkeit und die Bedingungen, die Komplexität und die Gefahren des *Nosce te ipsum* vor dem metaphysisch unsicheren, leeren Horizont der Moderne – in einer moderne Welt, in der keine Einigkeit mehr herrscht, was denn die höhere, womöglich göttliche Bestimmung des Menschen sei.

Und genau darin trifft dieser Roman und dieses im Munde Don Quijotes grotesk verdrehte Motto das, was für das Verständnis von Geisteswissenschaften wichtig ist: Neben alle den Wissensgrundlagen, die Sie lernen mussten, neben all dem Faktischen oder Methodischen Wissen, das Sie sich aneignen mussten, kommt es doch am Ende auf etwas ganz Anderes an: Lernziel ist die Fähigkeit zu mit sich selbst kritischer Erkenntnis und zur Differenzierung; und die Fähigkeit zur *Wahrnehmung* von Differenz. Und das betrifft vor allem die Selbstwahrnehmung und Selbsterkenntnis! Das betrifft die Frage, für was ich mich halte; was ich meine und voraussetze, wenn ich sage „Ich denke, Ich erkenne“ – und dass ich immer damit immer schon unglaublich viel gleichzeitig meine und voraussetze, wenn ich „Ich denke“ sage – und „Ich“ sage – und „du“ sage – und „wir“ und „ihr“ und „eigen“ und „anders“ und „fremd“ sage!

Das ist nicht leicht zu haben – und in der Menge dessen, was dazu zu lesen wäre, kann man sich allzu leicht verirren und verlieren, wie Don Quijote in seinen Ritterromanen. Da dies unendlich komplex ist, brauchen wir die Breite, die Verschiedenheit, die ganze historische Tiefe der Erfahrung, um zu lernen, sich darin zurecht zu finden – und deshalb sind gerade die Geistes- und Kulturwissenschaften so unglaublich ausdifferenziert, fächerreich, aspektreich, wirklich individuell, bis in die einzelnen Haus- und Bachelor- und Master- und Doktorarbeiten hinein. Am historischen oder aktuellen kulturellen, sprachlichen Gegenstand, in Ihrem Arbeiten an Themen wie Kants Transzendente Deduktion oder Morphosyntax des Altisländischen oder Genderdiskurse des frühen 18. Jahrhunderts sollten Sie *dieses* erfahren: Sätze wie „Das ist ganz anders!“ – „Die sind ja ganz anders!“ – „Das war bei denen ja *genauso!*“ – „Ich muss mich selbst finden“ – „Jeder ist anders“ – „Alle sind gleich“ sind allesamt ebenso richtig, wie sie falsch sind. Sie helfen nicht weiter in einer komplexen, wandelbaren Wirklichkeit, die die Welt ist und immer und überall war. Und *das* nun trifft wahrlich ins Herz unserer aktuellen gesellschaftlichen Themen! Gerade der Begriff ‚Identität‘, womöglich Ziel solcher ‚Selbsterkenntnis‘, ist fraglos einer der am leichtesten ideologisch zu missbrauchenden und gefährlichsten. Was ist denn, bitteschön, das ‚Abendland‘? oder seine ‚Leitkultur‘? Was meint eigentlich ‚America‘ in „America first“? Und wen beleidigt man, wenn man das Türkentum oder Russentum beleidigt? Weil es Leute gibt, die meinen zu wissen, was das meint, werden gerade Hunderte ins Gefängnis geworfen... Man muss ja nicht einmal zu solchem evidenten Missbrauch greifen. Offensichtlich ist es ganz und gar nicht klar, was ‚Europa‘ meint, wenn die Mehrheit der Menschen eines engstens befreundeten Landes meint, da nicht mehr einfach dabei sein zu sollen. Und wie geschieht die Begegnung mit den Menschen, die in so großer Zahl nach Europa und Deutschland kommen? Wie wird darüber geredet? Sind es ‚Fremde‘? Aus ‚anderen‘ Kulturen? Was heißt denn ‚fremd‘ und ‚anders‘? Als kulturhistorisch gebildeter Mensch kann man wissen, dass solche Begegnung mit Unvertrautem immer diesen Doppelreflex von Faszination und Angst auslöst, diese ambivalente Reaktion von Vereinnahmung und Abgrenzung. Aussagen wie „Die sind doch im Grunde genau wie wir!“ und „Die sind anders!“ sind vor allem auch Aussagen über uns *selbst*, über *mich* selbst und über meine *Bedürfnisse*, mein positives Selbstbild zu konstruieren aus dem, was zu mir gehören soll und was nicht – anhand *von* und meist auf Kosten *der* oder *des* ‚Anderen‘.

„Ich soll mich selbst erkennen! Ich habe ein Recht, ich selbst zu sein und nicht anders sein zu müssen!“ – dass dieser Satz für jeden zu gelten hat, und vor allem zuerst einmal für mein Gegenüber, und dass dieser Satz ebenso *wahr* ist, wie er der schiere Selbstbetrug sein kann – ich glaube, *das* zu er-

kennen ist der tiefere Sinn dessen, dass man Sie an dieser Universität oft konfrontiert hat mit fremden, befremdlichen, höchst komplexen Dingen, die Sie eigentlich vielleicht gar nicht so genau wissen wollten. Vieles von dem sind *keine* Dinge - so bekommt man immer wieder zu hören - die Sie ‚brauchen‘ könnten für Ihren Beruf, ob als Lehrer, im publizistischen Bereich oder in der Wirtschaft... Ja, wer sagt denn so was? Wer will das wissen? Die UNESCO rechnet damit, dass 65 Prozent der Kinder, die heute in die Schule kommen, später einmal Berufe ausüben werden, die es heute noch gar nicht *gibt*! Berufe, von denen wir noch nicht einmal wissen, dass es sie *geben wird*! Und genau deshalb brauchen Sie *sehr wohl* all diese befremdlichen Dinge, die sie hier studiert haben! Nicht das einzelnen *Wissen* brauchen Sie, sondern die *Beschäftigung* damit. Damit Sie auf vielerlei Art Differenzierungsvermögen üben und die Sensibilität erwerben konnten, Differenzen wahrzunehmen; und die Werkzeuge erwerben konnten, differenzierte Sprachen zu entwickeln und gesellschaftliche Formen, in denen wir dies leben und uns darüber verständigen können. Und *wir* brauchen das von *Ihnen*! Die globale Gesellschaft wird von *Ihnen*, die Sie, wo auch immer, Kommunikatoren und Multiplikatoren sein werden, eben *das* am dringendsten brauchen: Ihre kritischen und selbstkritischen Stimme der Differenzierung und Differenziertheit!

Ich lese ihnen zum Schluss ein Gedicht vor – eines der ältesten, frühesten Gedichten der deutschen Sprache, von Heinrich von Morungen, Ende des 12. Jahrhunderts, noch über 400 Jahre vor Cervantes. In meiner Einführungsvorlesung zur Literatur des Mittelalters lese ich es auch oft vor – unter der fraglos pathetischen Vorlesungsüberschrift „Die Erfindung der Liebe als Entdeckung des Ich“:

Mir ist geschehen als einem kindelîne,  
 daz sîn schœnez bilde in einem glase gesach  
 unde greif dar nâch sîn selbes schîne  
 sô vil, biz daz ez den spiegel gar zerbrach.  
 dô wart al sîn wunne ein leitlich ungemach.  
 alsô dâhte ich iemer vrô ze sîne,  
 dô ich gesach die lieben vrouwen mîne,  
 von der mir bî liebe leides vil geschach.

Minne, diu der werelde ir vröude mêret,  
 seht, diu brâhte in troumes wîs die vrouwen mîn,  
 dâ mîn lîp an slâfen was gekêret  
 und ersach sich an der besten wunne sîn.  
 dô sach ich ir liechten tugende, ir werden schîn,  
 schoen unde ouch vür alle wîp gehêret,  
 niuwen daz ein lützel was versêret  
 ir vil vröuden rîchez rôtez mündelîn.

Grôz angest hân ich des gewonnen,  
 daz verblîchen süle ir mündelîn sô rôt.  
 des hân ich nu niuwer klage begonnen,  
 sît mîn herze sich ze sülher swære bôt,  
 daz ich durch mîn ouge schouwe sülhe nôt,  
 sam ein kint, daz wîsheit unversunnen  
 sînen schaten ersach in einem brunnen  
 und den minnen muoz unz an sînen tôt.

Mir ist geschehen wie einem kleinen Kind,  
 das sein schönes Bild in einem Glase sah  
 und danach griff, nach seinem eignen Widerschein,  
 so oft, so sehr, dass es den Spiegel ganz zerbrach.  
 Da wurde seine ganze Lust zu Leid und Kummer.  
 Grade so meinte auch ich, für immer froh zu sein,  
 als ich meine geliebte Dame sah,  
 durch die mir Liebe – und Leid, viel Leid geschah.

Die Liebe, die die Welt um so viel Freude reicher macht,  
 seht her!, die brachte, wie's die Art der Träume ist, meine Dame zu mir,  
 dort, wo mein Leib im Schlafe lag  
 und die Augen weidete an seiner höchsten Lust.  
 Da sah ich all das Gute an ihr, so strahlend, all das Strahlen an ihr, so gut,  
 hoch, erhoben, erhaben über alle Frauen –  
 nur: dass es ein ganz klein bisschen verletzt war,  
 ihr so freudenreiches rotes Mündchen.

Wie eng und angst ist mir da geworden,  
 dass er ganz blass, ganz bleich werden könnte, ihr Mund, so rot!  
 Drum hab' ich jetzt ein neues Klagelied begonnen,  
 weil mein Herz sich solcher Last hingab,  
 dass ich wegen meiner Augen solche Not ansehen muss,  
 wie ein Kind, das – ohne Verstand, ohne Erfahrung –  
 seinen Schatten in einer Quelle sah  
 und den, nur den lieben muss – bis zu seinem Tod.

Dass das Begehren des Anderen auch ein Begehren des eigenen Ich ist; dass ich mein Selbst nur am Anderen bilden kann, und dass diese Konstruieren des Ich und des Anderen ein ebenso wunderbarer wie auch gefährlicher Traum ist, davon spricht schon die älteste Literatur. Vielleicht halten Sie jetzt auch mich für einen Don Quijote, der sich in diesen alten Texten verliert. Aber solches Hineinversenken mit wachen Augen und Ohren muss wahrhaft keine Weltflucht sein – sondern geschieht in der Hoffnung, dass man gerade *daran*, am so Fremden und doch so erstaunlich Vertrauten, lernen kann, wie man das Eigene und das Andere, die narzisstische Selbstsucht und die Forderung nach Selbsterkenntnis unterscheiden lernen kann; wie man die bessere Worte und Formen finden kann, sich über das Eigene und das Andere und Differenz und Identität zu verständigen.

Das, was ich Ihnen heute, zum letzten Mal als Ihr Hochschullehrer, mitgeben möchte, ist eben darum *kein* Wissen. Es ist ein *Wunsch*: Haben Sie Mut! Haben Sie den Mut, heute und auch weiterhin stolz zu sein auf das, was Sie mit Ihrem Universitätsabschluss geleistet haben. Und dann den Mut, auch weiterhin *das* auszuhalten, was sie im Studium ausgehalten haben: Sich auf solche andere, befremdliche Dinge einzulassen; auch krumme Wege zu gehen, sich nicht mit den breiten, von der geläufigen Schnelldeuterei ausgetretenen Wegen und dem Gerede über ‚wir‘ und ‚die‘ und ‚ihr‘ zufrieden zu geben!

Lassen Sie mich Ihnen zuallerletzt Danke sagen! Sie haben all dies lange bei uns, an unserer Universität, an unserem Fachbereich ausgehalten. Danke für dieses große Vertrauen! Dass wir Sie unter uns haben durften, war uns eine Freude – und es ist und es bleibt uns eine Ehre! Danke!